



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Deutschland.

Von

Anne Germaine,

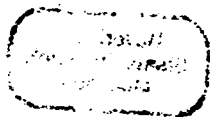
Baronin

von Staël Holstein.

Aus dem

Französischen

übersetzt.



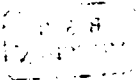
Erster Band.

Erste Abtheilung.

Reutlingen,

in der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung.

1 8 1 5.



Inhalt.

Erste Abtheilung

	Seite
Erstes Capitel. Ansicht von Deutschland.	22
Zweites Capitel. Sitten und Character der Deutschen	26
Drittes Capitel. Die Frauen.	41
Viertes Capitel. Vom Einfluß des Rittergeistes auf Liebe und Ehre.	45
Fünftes Capitel. Das sübliche Deutschland.	52
Sechstes Capitel. Oestreich.	55
Siebentes Capitel. Wien.	63
Achtes Capitel. Geselliger Umgang in Wien.	70
Neuntes Capitel. Nachahmung des französischen Geistes.	74
Zehntes Capitel. Von der hochfahrenden Aelternheit und der gutmüthigen Mittelmäßigkeit.	82
Elfstes Capitel. Von dem Geiße der Unterhaltung.	85
Zwölftes Capitel. Von der deutschen Sprache in ihren Beziehungen mit dem Geiße der Unterhaltung	100
Dreizehntes Capitel. Vom nördlichen Deutschland.	104
Vierzehntes Capitel. Sachsen.	109
Fünfzehntes Capitel. Welmars.	114
Sechzehntes Capitel. Preußen.	118
Siebzehntes Capitel. Berlin.	126

	Seite
Achtzehntes Capitel. Die deutschen Universitäten.	131
Neunzehntes Capitel. Von den besondern Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten.	140
Zwanzigstes Capitel. Das Fest zu Interlaken.	152

Zweite Abtheilung.

Erstes Capitel. Warum lassen die Franzosen der deutschen Literatur nicht Gerechtigkeit widerfahren.	163
Zweites Capitel. Wie man in England über deutsche Literatur urtheilt.	169
Drittes Capitel. Von den Haupt-Epochen der deutschen Literatur	174
Viertes Capitel. Wieland.	178
Fünftes Capitel. Klopstock.	182
Sechstes Capitel. Lessing und Winkelmann.	190
Siebentes Capitel. Goethe.	197
Achtes Capitel. Schiller.	202
Neuntes Capitel. Von dem Stil und der Verkunst in der deutschen Sprache.	206
Zehntes Capitel. Von der Poesie.	216
Elfstes Capitel. Von der classischen und der romantischen Poesie.	222
Zwölftes Capitel. Von den deutschen Gedichten.	228
Dreizehntes Capitel. Von der deutschen Poesie.	249
Vierzehntes Capitel. Vom Geschmack.	275

V o r r e d e.

Den 1sten Oktober 1813.

Im Jahre 1810 übergab ich die Handschrift dieses Werks über Deutschland dem Verleger meiner Corinna. Da ich darin die nämlichen Meinungen aufstellte und gleiches Stillschweigen über die gegenwärtige Regierung Frankreichs beobachtete, als in meinen früheren Schriften, so schmeichelte ich mir, sie, wie jene, bekannt machen zu dürfen; aber einige Tage nach Einsendung der Handschrift erschien ein Dekret sehr sonderbarer Gattung über die Pressfreiheit, in welchem es hieß: „daß kein „Werk ohne vorhergängige Prüfung von Censoren „gedruckt werden solle.“ Das mochte hingehen, man war in Frankreich auch unter der alten Regierung gewohnt, sich der Censur zu unterwerfen; der öffentliche Geist neigte sich damals zur Freiheit hin, und machte jenes Zwangsmittel eben nicht fürchthar; aber ein kleiner Artikel am Ende des

neuen Reglements setzte fest, „daß, wenn die Censoren ein Werk geprüft und seine Bekanntmachung erlaubt hätten, die Verleger zwar autorisirt seyn sollten, es drucken zu lassen; jedoch unbeschadet des Rechts des Polizeiministers, es ganz zu unterdrücken, wenn ihm dies angemessen schiene.“ Das will so viel sagen, diese und jene neue Formen sollten so lange bestehen, bis man es zweckmäßiger finden würde, sich nicht mehr in sie zu fügen: es war wahrlich kein Gesetz nöthig, um eine Abwesenheit des Gesetzes zu decretiren, man hätte sich ganz einfach an die unbedingte Gewaltsamkeit halten dürfen.

Demungeachtet übernahm mein Verleger die Verantwortlichkeit der Herausgabe meines Werkes, indem er es der Censurbehörde vorlegte, und unser Vertrag wurde in Gemäßheit dessen abgeschlossen. Ich kam bis auf vierzig Stunden weit von Paris, um den Druck zu besorgen — dort athmete ich zum letztenmale Frankreichs Luft. Ich hatte mir in meinem Buche, wie man später finden wird, jede Betrachtung über den politischen Zustand Deutschlands versagt; ich versetzte mich fünfzig Jahre hinaus von der Gegenwart, aber diese Gegenwart will nicht vergessen seyn. Mehrere Censoren prüften meine Handschrift, sie unterdrückten verschiedene Stellen, die ich in dieser Ausgabe wieder hergestellt, und in den Noten bezeichnet habe:

bis auf diese Stellen aber erlaubten sie den Druck des Buches, wie ich es hier gebe, denn ich glaubte, nichts darin verändern zu dürfen. Es scheint mir merkwürdig, zu zeigen, wie ein Werk gestaltet seyn muß, um im jetzigen Frankreich die grausamste Verfolgung auf das Haupt seines Verfassers herabzuziehen.

Im Augenblick der Erscheinung desselben, und als die 10000 Exemplare der ersten Auflage bereits abgezogen waren, schickte der unter dem Namen General Savary bekannte Polizeiminister seine Gensd'armes zu meinem Verleger, mit dem Befehl, den ganzen Vorrath von Exemplaren zu zerstören, und die verschiedenen Ausgänge seines Gewölbes mit Schildwachen zu besetzen, aus Besorgniß, daß auch nicht ein einziges von einem so gefährlichen Werke entkomme. Ein Polizei-Commissair war zur Ober-Aufsicht über diese Expedition bestellt, in welcher der General Savary leicht Sieger bleiben konnte, und dieser arme Commissair sagt man, ist an der großen Anstrengung gestorben, die nöthig war, um mit der übertriebensten Kleinlichkeit eine so ungeheure Menge von Bänden zu zerstören oder vielmehr sie in eine Masse völlig weißer Pappen zu verwandeln, auf welchen keine Spur menschlicher Vernunft mehr sichtbar war. Der innere Werth dieser Pappen, der auf zwanzig Louisd'or abgeschätzt wurde, ist die einzige Entschädigung,

die mein Verleger von dem General - Minister erhalten hat.

In dem nämlichen Augenblick, wo man mein Buch in Paris vernichtete, empfing ich auf meinem Landsitze einen Befehl, die Abschrift auszuhändigen, nach welcher der Abdruck erfolgt war und Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen. Man muß ein Conscriptirter seyn, um sich in 24 Stunden reisefertig machen zu können, ich schrieb deshalb an den Polizeiminister, daß ich 8 Tage brauche, um Geld und meinen Wagen kommen zu lassen. Hier seine Antwort.

Allgemeine Polizei.

Cabinet des Ministers.

Paris den 3ten Oktober 1810.

„Madame! Ich habe den Brief erhalten, den Sie mir die Ehre erzeigt, an mich zu richten. Ihr Herr Sohn wird Ihnen angezeigt haben, daß ich kein Bedenken dabei finde, Ihnen einen Aufschub Ihrer Reise auf 7 — 8 Tage zu bewilligen; ich wünsche, daß er zu den Einsichtungen, die Sie noch zu treffen haben, hinreichen möge, denn, ihn weiter auszudehnen, bin ich außer Stande.

„Es wäre ein Irrthum, wenn Sie den Grund des Befehls, den ich Ihnen ertheilt habe, in dem Stillschweigen, mit welchem Sie in Ihrem letzten

„Werke den Kaiser übergangen haben, suchen woll-
 „ten; für ihn ist kein würdiger Platz darin; Ihr
 „Exil ist nur die natürliche Folge der Richtung, die
 „Sie seit einigen Jahren genommen und ausdauernd
 „verfolgt haben. Es ist mir vorgekommen, als ob
 „Ihnen die Luft unsers Landes nicht mehr bekäme;
 „mit uns ist es aber noch nicht so weit gekommen,
 „daß wir Vorbilder unter den Völkern suchen soll-
 „ten, die Sie bewundern.

„Ihr letztes Werk ist kein Französisches, ich habe
 „dessen Druck verhindert. Ich bedaure den dadurch
 „für den Verleger entspringenden Verlust, aber mir
 „ist es nicht möglich, es erscheinen zu lassen.

„Sie wissen, Madame, daß es Ihnen nur er-
 „laubt wurde, Coppet zu verlassen, weil sie den
 „Wunsch äußerten, nach Amerika zu gehen. Wenn
 „mein Vorgänger Ihnen verstattet hat, im Depar-
 „tement Loir et Cher zu wohnen, so durften Sie
 „aus dieser Duldung keine Veranlassung nehmen,
 „die früher Ihrewegen gemachten Festsetzungen als
 „aufgehoben zu betrachten. Jetzt aber nöthigen Sie
 „mich, sie strenge in Ausübung zu bringen, und Sie
 „können die Schuld deshalb nur sich allein beimessen.

„Ich befehle Herrn Corbigny *) genau auf Voll-
 „ziehung der ihm ertheilten Ordre zu halten, wenn
 „der Ihnen bewilligte Aufschub abgelaufen seyn wird.

*) Präfekt von Loir et Cher.

„Sehr bedaure ich, Madame, daß Sie mich
„in die Nothwendigkeit gesetzt haben, meinen Briefs-
„wechsel mit Ihnen durch eine Maaßregel der
„Strenge zu eröffnen; es wäre mir viel angeneh-
„mer gewesen, wenn ich Ihnen nur Beweise der
„hohen Achtung hätte geben dürfen, mit welcher
„ich die Ehre habe zu sehn,

Madame,

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener,
Ungez. der Herzog v. Kovigo.“
Frau v. Stäel.

N. S. „Ich habe meine Gründe, Madame,
„Ihnen die Häfen von L'Orient, La Ro-
„chelle, Bordeaux und Rochefort als die
„einzigen zu bezeichnen, in welchen Sie sich
„einschiffen dürfen, und fordere Sie auf,
„mir denjenigen von ihnen anzuzeigen, den
„Sie gewählt haben“).“

Ich werde diesem, wie es mir scheint, schon
an und für sich hinlänglich merkwürdigen, Briefe
noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Es hat mir geschienen, sagt der General
Savary, als ob die Luft dieses Landes Ih-

*) Der Zweck dieser Nachschrift war, mir die Hä-
fen des Canals zu untersagen.

nen nicht mehr bekäme; welche zarte Weise, einer Frau, damals ach! noch Mutter von drei Kindern, der Tochter eines Mannes, der Frankreich mit solcher Treue gedient, anzuzeigen, daß man sie auf immer aus ihrem Vaterlande verbanne, ohne ihr zu gestatten, auf irgend eine Art gegen eine Strafe Einwendungen zu machen, die jeder nach der Todesstrafe die härteste nennt. Es giebt ein französisches Vaudeville, in welchem ein Gerichtsdiener seine Höflichkeit gegen die, welche er ins Gefängniß führt, mit den Worten herausstreicht:

Mich liebet jedermann, den zum Verhaft ich bringe,
— ich weiß nicht, ob der General Savary Aehnliches beabsichtigt hat.

Er sagt ferner: dahin ist es noch nicht mit uns gekommen, daß wir die Völker zu Vorbildern wählen sollten, die ich bewundere; diese Völker sind zunächst die Engländer und dann, in mehrerer Hinsicht, die Deutschen. Bei alle dem glaube ich, daß man mir eben nicht Schuld geben kann, Frankreich nicht zu lieben. Nur zu sehr habe ich gezeigt, wie sehnsuchtsvoll ich an einem Aufenthalte hänge, wo ich noch so viel Gegenstände meiner Neigung zähle, und die so liebenswürdig finde, die ich liebe. Aber folgt denn aus dieser vielleicht zu lebendigen Anhänglichkeit an ein so glanzreiches Land und seine geist-

vollen Bewohner, daß es mir nicht gestattet seyn solle, auch England zu bewundern? Wir sah'n es, ritterlich gewappnet zur Vertheidigung des geselligen Zustandes, Europa zehn Jahre hindurch gegen Anarchie, zehn andre gegen Despotismus schützen. Seine glückliche Verfassung war, beim Beginn der Revolution, das Ziel des Hoffens und Strebens der Franzosen — mein Sinn ist auf dem Punkte stehen geblieben, wo ihrer damals stand.

Bei meiner Rückkehr in die Besizung meines Vaters *) untersagte mir der Präsekt, mich weiter als vier Stunden im Umkreise von dort zu entfernen. Ich erlaubte mir eines Tages bei einer einfachen Spazierfahrt zehn Stunden zurückzulegen; augenblicklich waren die Gensd'armes hinter mir her, den Postmeistern wurde anbefohlen, mir keine Pferde zu geben, man hätte denken sollen, das Wohl des Staates hänge von einer so gebrechlichen Existenz, als die mir verstattete, ab. Ich suchte mich jedoch auch in diese Gefangenschaft in ihrer ganzen Härte zu schicken, aber der letzte Schlag, der mich traf, machte mir sie vollends unerträglich. Einige meiner Freunde wurden ins Exil geschickt, weil sie die Großmuth gehabt hatten, mich zu besuchen; das war zu viel — die

*) Coppet in der Nähe von Genf.

Best des Unglücks an sich tragen, denen nicht nahe treten zu dürfen, die man liebt, fürchten zu müssen, ihnen zu schreiben, ihren Namen auszusprechen, bald sich als Gegenstand der zärtlichen Anhänglichkeit von Personen zu sehn, für die man darum zittern muß, und bald gekränkt mit den gefuchtesten Gemeinheiten, die nur Klavenfurcht veranlassen kann, das war eine Lage, der man sich entziehen mußte, wollte man noch leben.

Man sagte mir, um meinen Kummer zu mindern, daß diese unaufhörlichen Verfolgungen ein Beweis des Gewichts wären, das man auf meine Person legte; ich hätte wohl erwidern können:

Nicht dieser Ehre bin ich werth, nicht der Entwürdigung,

aber ich gab diesen Trübsungen meiner Eigenliebe kein Gehör, denn ich wußte zu gut, daß, vom Größten bis zum Niedrigsten, es jetzt in Frankreich keinen giebt, der nicht gewürdigt werden könnte, elend gemacht zu werden. Man quälte mich in allen Verhältnissen meines Lebens, bei allen empfindlichen Seiten meines Charakters, selbst die Gewalt gab sich herablassend die Mühe, mich genauer kennen zu lernen, um mir gründlicheres Leiden zu bereiten. Da ich diese Gewalt nicht gradehin durch das Opfer meines Talents befriedigen konnte, und entschlossen war, es ihr nicht dienstbar zu machen, so glaubte ich, tief im Innern

zu fühlen, was in dieser Lage mein Vater mir gerathen haben würde, und reißte ab.

Es ist, glaube ich, von Wichtigkeit für mich, das Publikum mit diesem verleumdeten, mit diesem Buch bekannt zu machen, das so vieler Leiden Quelle für mich wurde, und obgleich General Savary mir in seinem Briefe erklärt hat, daß dies Werk kein Französisches sey, so will ich, mit eben der Ueberzeugung, mit welcher ich ihn nicht als Repräsentanten von Frankreich anerkenne, den Franzosen, wie ich sie sonst gekannt habe, eine Schrift vertrauensvoll überreichen, in welcher ich, nach den mir verliehenen Kräften, gesucht habe, den Ruhm der Arbeiten des menschlichen Geistes zu erheben.

Deutschland kann, seiner geographischen Lage nach, für das Herz von Europa gelten, und der große Bund des Continents allein durch dieses Landes Unabhängigkeit die eigne wiedererlangen. Verschiedenheit der Sprachen, natürliche Gränzen, gemeinschaftliche Erinnerungen aus der Geschichte der Vorzeit, alles dies trägt dazu bei, um unter den Menschen die großen Individuen zu bilden, die man Nationen nennt; gewisse Verhältnisse sind nöthig zu ihrer Existenz, gewisse Eigenschaften, sie von einander zu unterscheiden; würde Deutschland mit Frankreich vereinigt, so folgte daraus auch die Vereinigung Frankreichs mit Deutschland; die

Franzosen von Hamburg und die von Rom würden stufenweise den Charakter der Zeitgenossen Heinrichs des Vierten entstellen, die Besiegten auf die Länge die Sieger umbilden, und am Ende alle gleich dabel verlieren.

Ich habe in meinem Werke behauptet, die Deutschen seyen keine Nation, aber wahrlich, vor den Augen aller Welt strafen sie als Helden diese Besorgniß Lügen.

Die Spanier, auf die man Southey's Vers anwenden kann:

Die tapfern Dulder sind es, die die Menschheit tecten, hatten alles bis auf Cadix verloren, und würden sich doch eben so wenig unter das fremde Joch geschmiegt haben, als jetzt, wo sie an der Gränze der Pyrenäen stehn, im Schutze Wellington's, mit dem Charakter des Alterthums, dem Geist der neuen Zeit. Zur Erreichung dieser großen Zwecke gehört aber auch eine Ausdauer, verhaben über jedes Ereigniß. Die Deutschen trifft oft der Vorwurf, daß sie vom Unglück erst sich Ueberzeugungen haben geben lassen. Individuen müssen sich dem Schicksal fügen lernen, Nationen niemals; denn sie sind es allein, die diesem Schicksal zu gebieten vermögen — ein fester Wille mehr, und das Elend wäre gebändigt.

Die Unterwerfung eines Volkes unter ein andres läuft gegen die Natur. Wer würde jetzt

noch an die Möglichkeit denken, Spanien, Rußland, England und Frankreich zu zerstückeln? Warum sollte dies nicht mit Deutschland der nämliche Fall seyn! Könnten die Deutschen sich nochmals unterjochen lassen, so würde ihr Unglück das Herz zerreißen, aber man würde immer in Versuchung seyn, ihnen zu sagen, wie Fräulein von Mancini zu Ludwig dem Vierzehnten: Sie sind König, Sire, und Sie weinen: — Ihr seyd ein Volk und weinet!!

Das Gemälde einer Literatur und Philosophie scheint dem gegenwärtigen Augenblick wohl fremd zu seyn; doch ist es vielleicht dem armen, edlen Deutschland tröstlich, sich inmitten der Verwüstungen des Krieges an seine Geisteskräfte zu erinnern. Vor drei Jahren nannte ich Preußen und die nordischen Länder, die es umgeben, das Vaterland des Denkens, in wie viel herrliche Thaten hat sich dies Denken nicht seitdem gestaltet; was die Philosophen in Systeme brachten, geht in Erfüllung, und der Seele Unabhängigkeit wird die der Staaten gründen!

Dreizehntes Capitel.

Von der deutschen Poesie.

Die kleinen zerstreuten deutschen Gedichte sind, wie mir scheint, merkwürdiger als die größern Werke der Dichtkunst: denn man findet, daß jenen besonders der Stempel der Originalität aufgedrückt ist; auch gehören die berühmtesten Verfasser derselben, Göthe, Schiller, Bürger u. s. w. zur modernen Schule, und diese allein hat einen wahrhaften Nationalcharacter. Göthe besitzt mehr Einbildungskraft, Schiller mehr Gefühl, und Bürger von ihnen allen die meiste Popularität.

Bei der nachstehenden Prüfung einiger Gedichte dieser drei Männer, wird man sich einen bessern Begriff davon machen können, was sie von einander unterscheidet. Schiller hat zwar Ähnlichkeit mit dem französischen Geschmacke, allein man findet in seinen zerstreuten Gedichten doch nichts, was den zerstreuten Gedichten von Voltaire gleiche; diese Eleganz der Conversation und der Manieren selbst, in die Poesie verpflanzt, gebührte bloß Frankreich an, und in Ansehung der Grazie war Voltaire der erste französische Schriftsteller. Es würde interessant seyn, Schillers Stanzas über den Verlust der Jugend, die Ideale überschrieben, mit Voltaire's Stanzas zu vergleichen:

*Si vous voulez que j'aime encore,
Rendez-moi l'age des amours &c.*

Man findet in dem französischen Dichter den Ausdruck einer liebenswürdigen Sehnsucht, deren Ges

genstand die Freuden der Liebe und die Genüsse des Lebens sind; der deutsche Dichter beweint den Verlust der Begeisterung und der unschuldsvollen Reinheit der Ideen des ersten Lebensalters, und schmeichelt sich, seine sinkenden Tage noch durch Poesie und Denken zu verschönern. In Schillers Stanzas findet sich nicht jene leichte und glänzende Klarheit, welche eine für Jedermann faßliche Darstellung erlaubt, allein es lassen sich Tröstungen daraus schöpfen, welche auf das Innerste der Seele wirken. Schiller stellt die tiefsten Betrachtungen und Ideen immer unter edlen Bildern dar, er spricht zu dem Menschen wie die Natur selbst, denn die Natur ist Denker und Dichter zugleich. Um die Idee der Zeit zu mahlen, läßt sie die Fluthen eines unerschöpflichen Stromes vor unsern Augen vorüberfließen, und damit ihre ewige Jugend uns an unser flüchtiges Daseyn erinnere, bekleidet sie sich mit Blumen, welche verwelken müssen; sie läßt im Herbst die Blätter der Bäume fallen, welche der Frühling in vollestem Glanze sah: die Poesie soll der irdische Spiegel der Gottheit seyn, und in Farben, Tönen und Rhythmen alle Schönheiten des Universums zurückstrahlen.

Schillers Gedicht von der Glocke, besteht aus zwei besondern Theilen; die wiederkehrenden Strophen drücken die Arbeiten beim Gießen der Glocke aus, und zwischen jeder dieser Strophen sind entzückend schöne Verse über die feierlichen Vorfälle oder die außerordentlichen Begebenheiten angebracht, welche durch die Glocken verkündigt werden: z. B. die Geburt, die Hochzeit, der Tod, eine Feuersbrunst, Aufruhr u. s. w. Man könnte wohl die erhabenen Gedanken, die schönen und rührenden Bilder, welche die großen Zeitabschnitte des menschlichen Lebens Schillern einflößten, in

Französische übertragen; allein es ist unmöglich, auf eine edle Art die Strophen nachzuahmen, welche aus kleinen Versen und Worten bestehen, deren seltsamer und schneller Tonfall die verdoppelten Schläge und die eiligen Schritte der Arbeiter hören läßt, welche den glühenden Fluß des Erzes leiten. Kann man durch eine Uebersetzung in Prosa einen Begriff von einem Gedichte dieser Art bekommen? Das hieße Musik lesen statt sie zu hören; und immer noch ist es leichter, sich durch Einbildungskraft die Wirkung der Instrumente vorzustellen, welche man kennt, als die Accorde und Contraste eines Rhythmus und einer Sprache, welche man nicht kennt. Bald macht die regelmäßige Kürze des Metrums die Thätigkeit der Arbeiter und die beschränkte aber unausgesetzte Energie fühlbar, welche bei den materiellen Beschäftigungen Statt findet, bald vernimmt man neben diesem rauhen und lauten Geräusch die ätherischen Gesänge des Enthusiasmus und der Melancholie.

Die Originalität dieses Gedichts geht verloren, wenn man es trennt von dem Eindrucke, den ein geschickt gewähltes Versmaaß und die Reime hervorbringen, die sich wie verständige Echo's antworten, nach Maßgabe des Gedankens verändert; doch würden diese mahlerischen Wirkungen der Töne im Französischen äußerst gewagt seyn. Das Unedle bedroht uns unaufhörlich; wir haben nicht, wie fast alle andere Völker, zwei Sprachen, eine der Prosa und eine der Poesie. Es geht mit den Worten wie mit den Personen, da wo die Stände gemischt sind, ist Vertraulichkeit gefährlich.

Ein anderes Gedicht von Schiller: Cassandra, ließe sich leichter in's Französische übersetzen, obgleich der poetische Ausdruck darin von großer Kühnheit ist. Cassandren ergreift in dem Augen-

blicke, wo das Hochzeitfest Achill's und der Polyxena beginnen soll, ein Vorgefühl des Unglücks, das aus diesem Feste hervorgehn wird. Sie schreitet traurig und in sich gekehrt in Apollons Hain umher, und klagt über ihre Kenntniß der Zukunft, die alle ihre Genüsse stört. Man sieht in diesem Gedicht das Unglück, das auf dem Menschen lastet, dem göttliche Voraussehung verliehen ist. Fühlen aber den Schmerz der Prophetin nicht alle, die mit einem hervorragenden Geiste einen leidenschaftlichen Character verbinden? Schiller hat hier unter einer ganz poetischen Form eine große moralische Idee ausgesprochen: daß nämlich das wahre Genie, das Genie der Empfindung, sich selbst zum Opfer wird, wenn es dies nicht von andern ist. Für Cassandra giebt es keine Ehe, nicht als ob sie unempfindlich oder verschmähete wäre, nein, ihr durchdringendes Gemüth schreitet in wenigen Augenblicken dem Leben wie dem Tode zuvor, und kann allein im Himmel Ruhe finden.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aller Gedichte von Schillern erwähnen wollte, welche neue Gedanken und neue Schönheiten enthalten. Er hat auf die Abreise der Griechen nach der Einnahme von Troja eine Hymne gemacht, welche man einem damaligen Dichter zuschreiben könnte, so treu ist der Character der Zeit darin beobachtet. Ich werde in Hinsicht der dramatischen Kunst das bewundernswürdige Talent der Deutschen untersuchen, sich in Jahrhunderte, Länder und Charactere zu versetzen, welche von den ibrigen ganz verschieden sind: eine herrliche Fäbiakheit, ohne welche die Personen, die man auf die Bühne bringt, Marionetten gleichen, welche durch einen Faden bewegt werden, und die nur durch eine Stimme, nämlich die des Verfassers, sprechen. Schiller verdient vor-

züglich als dramatischer Dichter Bewunderung; Göthe behauptet einzig den obersten Rang in der Kunst, Elegieen, Romanzen, Stanzas u. s. w. zu verfertigen.

Göthe's zerstreute Gedichte haben ein von den Voltaire'schen sehr verschiedenes Verdienst. Der französische Dichter wußte den Geist der glänzendsten Gesellschaft in Verse zu bringen; der deutsche Dichter erweckt durch einige schnellwirkende Züge, tiefe und der Einsamkeit angehörige Eindrücke.

Göthe ist, in dieser Gattung von Werken, im höchsten Grade natürlich; nicht nur natürlich, wenn er nach seinen eigenen Empfindungen spricht, sondern auch, wenn er sich in ganz neue Gegenden, Sitten und Situationen versetzt; seine Poesie nimmt leicht den Anstrich der fremden Länder an, mit einem ganz einzigen Talente ergreift er das Gefällige in den Nationalgesängen jedes Volks; er wird, wenn er will, zum Griechen, Indier oder Nordlaken. Wir haben oft von dem gesprochen, was die nordischen Dichter auszeichnet, der Melancholie und dem Tieffinn; Göthe vereinigt, wie jedes Genie, erstaunenswürdige Gegensätze in sich; man findet in seinen Gedichten viele Spuren des Characters der Bewohner des Südens; er ist befreundeter mit dem Leben als die Nordländer; er empfindet die Natur mit mehr Kraft und Heiterkeit, sein Geist hat jedoch deshalb nicht weniger Tiefe, allein sein Talent hat mehr Leben; man findet bei ihm eine gewisse Naivetät, welche eine Erinnerung an die antike Einfachheit, und an die des Mittelalters zugleich erweckt: es ist nicht die Naivetät der Unschuld, sondern die der Kraft. Man bemerkt in Göthe's Poesieen, daß er eine Menge Hindernisse, conventioneller Gesetze, Kritiken und

Bemerkungen, welche man ihnen entgegenstellen könnte, verachtet. Er folgt seiner Einbildungskraft, wohin sie ihn führt, und ein gewisser Stolz im Großen befreit ihn von den Bedenklichkeiten der Eigenliebe. Göthe ist in der Poesie ein Künstler, der der Natur im hohen Grade Meister ist, und noch bewundernswerther, wenn er seine Gemälde nicht vollendet: denn alle seine Skizzen enthalten den Keim einer schönen Dichtung; allein seine vollendeten Dichtungen setzen nicht immer eine glückliche Skizze voraus.

In seinen Römischen Elegieen muß man keine Beschreibungen Italiens suchen. Göthe thut fast nie das, was man von ihm erwartet, und wenn Pracht in einer Idee liegt, so mißfällt sie ihm; er will durch einen Umweg, und gleichsam ohne daß der Verfasser und Leser darum zu wissen scheinen, Wirkung hervorbringen. Seine Elegieen malen den Eindruck Italiens auf seine ganze Existenz, jene glückliche Trunkenheit, womit ihn ein glückliches Klima erfüllte. Er erzählt seine Vergnügungen, selbst die gemeinsten, nach Art des Properz, und von Zeit zu Zeit geben einige schöne Erinnerungen an die weltbeherrschende Stadt der Einbildungskraft einen um so lebhaftern Schwung, je weniger sie darauf vorbereitet war.

Einmal erzählt er, wie er in der Campagna di Roma einer jungen Frau begegnete, auf den Trümmern einer antiken Säule sitzend, ihr Kind säugend: er will sie über die Ruinen befragen, die ihre Hütte umgeben; sie weiß nicht, wovon er redet, ganz dem Triebe hingegeben, der ihre Seele erfüllt, liebt sie, und so existirt nur der gegenwärtige Augenblick für sie.

Ein griechischer Schriftsteller erzählt, daß ein junges Mädchen, geschickt in der Kunst, Blumen

zu flechten, mit ihrem Liebhaber wetteiferte, der sie zu malen verstand. Götthe hat hieraus ein reizendes Sujet geschaffen. Der Verfasser dieses Gedichts ist auch der Auctor Werthers. Von dem Gefühl an, welches Anmuth giebt, bis zu der Verzweiflung, die das Genie exaltiert, hat Götthe die Liebe in allen ihren Schattirungen durchlaufen.

Nachdem er im neuen Pausias zum Griechen geworden, führt uns Götthe, durch eine Erzählung voll Reiz, nach Indien. Ein indischer Gott (Mahabbh) nimmt die sterbliche Form an, um über die Freuden und Leiden der Menschen, nachdem er sie selbst erprobt, urtheilen zu können. Er durchstreift Asien, beobachtet die Großen und das Volk; als er eines Tages an den Ufern des Ganges auf und niedergeht, hält ihn ein Bajadere an, und ladet ihn ein, in ihrer Wohnung zu ruhen. In dem Gemälde der Tänze dieser Bajadere, der Düfte und Blumen, mit denen sie sich schmückt, ist so viel Poesie, es trägt ein so orientalisches Gepräge, daß man nach unsern Sitten diese ihnen so durchaus fremde Darstellung nicht beurtheilen kann. Der indische Gott selbst diesem verirrtten Weibe wahrhafte Liebe ein, und gerührt von ihrer Rückkehr zum Guten, die eine aufrichtige Anhänglichkeit immer zur Folge hat, beschließt er, das Herz der Bajadere durch Unglück zu läutern.

Bei ihrem Erwachen findet sie ihren Geliebten todt an ihrer Seite: die Priester Brama's tragen den leblosen Körper weg, den der Scheiterhaufen verzehren soll. Die Bajadere will sich zugleich mit dem Geliebten darauf stürzen, aber die Priester stoßen sie zurück, weil sie, nicht seine Gattin, nicht das Recht habe, mit ihm zu sterben. Sie, nachdem sie alle Schmerzen der Liebe und der Scham durchgeföhlt, springt wider den Willen

der Braminen, in die Flammen, aus denen sie der Gott nun, nachdem er sie zu einem würdigen Gegenstande seiner Liebe gemacht, mit feurigen Armen zum Himmel emporträgt.

Zelter, ein origineller Componist, hat zu diesem Gedichte eine Musik gesetzt, die abwechselnd wollüstig und feierlich, in besonders gutem Einklang mit den Worten steht, so daß man sich dabei mitten nach Indien unter dessen Wunder versetzt glaubt. Man sage mir nicht, daß eine Romanze ein zu kurzes Gedicht sey, um eine solche Wirkung hervorzubringen: die ersten Noten einer Arie, die ersten Verse eines Gedichts verpflanzen die Einbildungskraft in die Gegend und Zeit, die man darstellen will; wenn aber einige Worte diese Macht haben, so können einige Worte auch leicht diesen Zauber zerstören. Zauberer thaten, oder hemmten, sonst Wunder durch Hülfe einiger magischen Worte. Der gleiche Fall ist es mit dem Dichter, der die Vergangenheit heraufbeschwört, oder die Gegenwart wiedererscheinen läßt, je nachdem er Ausdrücke gebraucht, die für die Zeit oder das Land, die er besingt, passen, oder nicht, und die Localfarben und kleinen finnreich erfundenen Umstände benutzt, die den Geist, in der Dichtung, wie in der Wirklichkeit, üben, die Wahrheit, ohne daß man sie ausspreche, zu finden.

Ein anderes Gedicht Göthe's, der Fischer, bringt eine herrliche Wirkung durch die einfachsten Mittel hervor. Ein Fischer sitzt an einem Sommerabende an dem Ufer eines Flusses, und schaut, indem er die Angel auswirft, in die klaren und durchsichtigen Fluthen, die seine nackten Füße sanft bespülen. Die Nymphe des Flusses ladet ihn ein, zu ihr nieder zu tauchen, sie mahlt ihm die Wonne des Aufenthalts im Wasser während der Hitze, die

Labung, die die Sonne empfindet, wenn sie sich ins Meer senkt, die Ruhe des Mondes, wenn seine Strahlen auf den Wellen spielen und darauf entschlummern; der Fischer fühlt sich angezogen, verführt, hinunter gelockt, er nähert sich der Nymphe und verschwindet auf ewig. Der Stoff dieser Romanze ist nur geringfügig, aber die Art, die geheimnißvolle Gewalt, welche die Naturerscheinungen auf die Seele ausüben können, darzustellen, wahrhaft bezaubernd. Es giebt, sagt man, Personen, die in der Erde tief verborgene Quellen, durch die Nervenerschütterung, die sie ihnen verursachen, fühlen können; und in der deutschen Poesie glaubt man oft diese Wunder der Sympathie zwischen dem Menschen und den Elementen zu erkennen. Der deutsche Dichter versteht die Natur, nicht bloß als Dichter, sondern als ein Bruder, man mögte sagen, daß die Familienverhältnisse in seinem Herzen für die Luft, das Wasser, die Blumen und Bäume, kurz für alle Urschönheiten der Schöpfung sprechen.

Es giebt wohl keinen, der nicht den unerklärlichen Reiz empfunden hätte, den die Wellen erregen, sey es durch die liebliche Kühlung, oder durch das Uebergewicht, welches eine gleichförmige und unaufhörliche Bewegung unbemerkt über eine vorübergehende, dem Untergang unterworfenen Existenz gewinnen muß. Göthe's Romanze drückt auf wunderbare Weise das immer steigende Vergnügen aus, mit welchem man in die reinen Wellen eines Flusses schaut. Das Gleichgewicht des Rhythmus und der Harmonie ahmt dem Wellenschlage nach, und bringt auf die Einbildungskraft eine gleiche Wirkung hervor. Die Seele der Natur stellt sich uns von allen Seiten und unter tausendfältig verschiedenen Gestalten dar. Der fruchtreiche Acker, wie die öde Wüste, das Meer wie die Sterne, alle sind gleichen Gesetzen

unterthan; und der Mensch verschließt in der eignen Brust Gefühle und verborgene Mächte, die mit dem Tage, der Nacht und dem Sturm in Beziehung stehen; diese geheime Verbindung unser innersten Wesens mit den Wundern der Welt ist es, was der Dichtkunst ihre wahre Größe giebt. Der Dichter stellt die Einheit her zwischen der physischen und der moralischen Welt: seine Einbildungskraft knüpft zwischen beiden das Band.

Mehrere einzelne Gedichte Göthe's sind voll Heiterkeit; selten aber nur findet man darin die Gattung des Scherzes, an welche wir gewöhnt sind: es sind komische Bilder, nicht Lächerlichkeiten, die seine Einbildungskraft anregen; so weiß er mit einem besondern Instinkt die Originalität der Thiere, die immer neu und immer die nämliche ist, darzustellen. Lilis Park, das Hochzeitlied im alten Schlosse malen die Thiere nicht wie Menschen nach Lafontaine's Art, sondern wie wunderbare Geschöpfe mit denen die Natur ein heitres Spiel treibt. Auch aus dem Quell des Wunderbaren lockt Göthe Scherze, die um so liebenswürdiger erscheinen, als sich kein ernsthafter Zweck dabei erkennen läßt.

Sein Zauberlehrling verdient in dieser Hinsicht eine besondere Erwähnung. Der Schüler eines alten Hexenmeisters hat von ihm einige magische Worte murmeln hören, durch die er einen alten Besen zwingt, ihn zu bedienen; er behält sie, und befiehlt dem Besen, ihm aus dem Flusse Wasser zu holen, um das Haus zu scheuern. Der Besen geht und kömmt, und bringt einen Eimer Wasser nach dem andern, und hört nimmer auf. Der Lehrling will ihm nun Einhalt thun, aber er hat die dazu nöthigen Worte vergessen; und der Besen, seiner Pflicht getreu, steigt immer wieder zum Flusse hinab, schöpft immer neues Wasser, und

begießt, oder überschwemmt damit das ganze Haus. In seinem Zorn ergreift der Lehrling ein Beil und haut den Besen mitten durch, aber was geschieht? — Die beiden Enden des Stiels werden zwei Knechte statt Eines, und laufen nun beide nach Wasser, und gießen es um die Wette mit mehr Eifer als je, in den Stuben umher. Der Lehrling mag die dummen Stöcke ausschelten, so kräftig er will, sie treiben ihr Gewerbe ohne Unterlaß, und, das Haus ist im Begriff zu sinken, als der Meister noch zur rechten Zeit dem Lehrling zu Hülfe kommt und ihn wegen seiner lächerlichen Anmaßung verspottet. Die ungeschickte Nachahmung der großen Geheimnisse der Kunst ist in dieser kleinen Scene vortrefflich dargestellt.

Noch müssen wir einer unerschöpflichen Quelle poetischer Wirkung in Deutschland gedenken, des Graulichen. Zauberer und Gespenster gefallen dem Volke, wie den aufgeklärten Menschen. Das ist noch ein Ueberrest der nordischen Mythologie; es ist eine Stimmung, welche erweckt wird durch die langen Nächte des nördlichen Himmels: überdies behält der Volks-Uberglaube, obgleich das Christenthum alle grundlose Schrecknisse bestreitet, immer Aehnlichkeit mit der herrschenden Religion. Fast alle wahre Vorstellungen haben einigen Irrthum in ihrem Gefolge; er stellt sich in der Einbildungskraft, wie der Schatten zur Seite der Wirklichkeit; es ist ein Glaubenslurus, der sich gewöhnlich mit der Religion, wie mit der Geschichte verbindet, und ich wüßte nicht warum man ihn nicht benutzen sollte. Shakespeare hat durch Gespenster und durch Zauberei bewundernswürdige Wirkungen hervorgebracht, und die Poesie kann nicht populär werden, wenn sie dasjenige verschmäht, was eine unwillkürliche Gewalt über die

Einbildungskraft ausübt. Genie und Geschmack können die Benutzung solcher Märchen regeln; allein es gehört um so mehr Talent zu ihrer Behandlung, je gemeiner der Inhalt ist, vielleicht aber besteht die große Gewalt eines Gedichts nur allein in dieser Vereinigung. Wahrscheinlich wurden die in der Ilias und der Odyssee erzählten Begebenheiten lange zuvor von Ammen gesungen, ehe Homer seine Meisterwerke daraus machte.

Bürger ist unter allen Deutschen derjenige, der diese Alder des Aberglaubens, welche so tief in das menschliche Herz hinabreicht, am besten zu benutzen gewußt hat. Daher sind auch seine Romanzen in Deutschland von jedermann gekannt. Die berühmteste unter allen, Lenore, ist, so viel ich weiß, noch nicht ins Französische übersetzt, wenigstens würde es sehr schwer seyn, alle ihre Einzelheiten durch unsere Prosa oder unsere Verse wiederzugeben.

Ein junges Mädchen ist in Angst, von ihrem, in den Krieg gezogenen, Geliebten keine Nachricht zu haben. Der Friede wird abgeschlossen, alle andere Soldaten kehren in ihre Heimath zurück. Mütter finden ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, Gattinnen die Gatten wieder, Kriegstrommeten begleiten die Friedensgesänge, und Freude herrscht in Aller Herzen. Lenore durchläuft umsonst die Reihen der Krieger, sie findet ihren Geliebten nicht, niemand kann ihr sagen, was aus ihm geworden. Sie verzweifelt, ihre Mutter sucht sie zu beruhigen, aber Lenorens junges Herz empört sich gegen ihren Schmerz, und in ihrer Verirrung hadert sie mit der Vorsehung. In dem Augenblick, wo die Gotteslästerung ausgestoßen wird, fühlt man etwas Unheilbringendes durch das Gedicht hinziehen, und von diesem Augenblick an bleibt auch die Seele in fortwährender Erschütterung.

Um Mitternacht hält ein Reiter vor Lenorens Thür; sie hört Pferdegewieher und Sporengeklirre, der Reiter klopft an, sie steigt hinab, und erkennt ihren Geliebten. Er fordert von ihr, daß sie ihm sogleich folge, denn er habe keinen Augenblick zu verlieren, um zur Armee zurückzukommen. Sie fliegt auf ihn zu, er hebt sie hinter sich auf's Pferd und reitet mit Blitzesschnelle von dannen. Nun streift er im Galopp durch die Nacht hin mit ihr über öde und wüste Steppen; das junge Mädchen, von Grausen erfüllt, fragt ihn unaufhörlich nach der Ursache der Schnelligkeit des Ritts, aber der Reiter beschleunigt die Schritte des Rosses noch durch ein dumpfes und tiefes Geschrei, wobei er mit leiser Stimme ruft:

Hurrah, die Todten reiten schnell!

worauf Lenore antwortet:

Ach, laß sie ruhn, die Todten!

So oft sie ihm ihre unruhigen Fragen wiederholt, so oft erfolgt die nämliche unheilshawangre Erwiederung.

Wie er sich endlich der Kirche naht, wohin er, wie er ihr sagt, sie führt, um sich mit ihr zu vermählen, scheinen Winter und Reif die Natur selbst zu einer traurigen Vorbedeutung umgestaltet zu haben. Priester tragen in Trauerpomp einen Sarg herbei, und ihre schwarzen Gewänder schleppen langsam über den Schnee hin, der wie ein Leichentuch die Erde deckt; die Furcht des jungen Mädchens steigt, und ihr Geliebter sucht sie immer in einem Tone zu beruhigen, in dem sich Ironie und Sorglosigkeit vermischen, und der wahrhaft Schauder erregend wirkt. Alles, was er sagt, trägt das Gepräge einer einsylbigen Eile, als ob seine Sprache schon nicht mehr die Accente des Lebens an sich trüge;

er verspricht ihr, sie in ein stilles kleines Kämmerlein zu führen, wo ihre Hochzeit Statt finden solle. Aus der Ferne erblickt man den Kirchhof, zur Seiten der Kirchpforte; der Reiter berührt diese Pforte mit einer schwanken Gerte, stürzt mit verhängtem Zügel hindurch, über Gräber hin, und verliert nun plötzlich stufenweise das menschliche Ansehen, verwandelt sich in ein Todtengerippe, und die Erde thut sich auf, ihn und sein Liebchen zu verschlingen.

Ich schmeichle mir gewiß nicht, durch diesen Auszug das außerordentliche Verdienst dieser Romanze dargestellt zu haben: alle Bilder, alle Eindrücke der Schreckenstöne, sind in Bezug auf die Gemüthslage auf eine wunderbare Weise durch die Poesie ausgedrückt: Sylben, Reime, die ganze Kunst mit Worten und mit ihrem Schall zu malen, sind aufgewandt um Schauder zu erregen. Die Schnelligkeit der Hufschläge erscheint feierlicher und dumpfer, als selbst die Langsamkeit eines Trauermarsches. Die Gewalt, womit der Reiter seinen Lauf beschleuniget, dieser Uebermuth des Todes, verursachen eine nicht auszudrückende Angst, und man glaubt sich selbst von dem Phantom ergriffen, wie die Bejammernswürdige, die er mit sich in den Abgrund zieht.

Es giebt vier Englische Uebersetzungen der Renore, unter denen unstreitig die beste die des Herrn Robert Speneer ist, der unter allen Englischen Dichtern den wahren Geist der fremden Sprachen am tiefsten kennt. Die Aehnlichkeit des Englischen mit dem Deutschen erlaubt es, in dieser Sprache die Eigenthümlichkeit des Stils und der Versification Bürgers auszudrücken, und man findet in der Uebersetzung nicht nur die Idee des Originals, sondern auch die nämlichen Sinneindrücke wieder:

1) ein unerlässliches Erforderniß, um ein Werk der Kunst Ausländern kenntlich zu machen. Es würde schwer seyn, eine gleiche Wirkung im Französischen hervorzubringen, wo nichts was seltsam ist, natürlich scheint.

Bürger hat noch eine andere Romanze gedichtet, die minder berühmt, aber auch sehr eigenthümlich ist: der wilde Jäger. Im Gefolge seiner Dienerschaft und einer zahlreichen Meute, geht dieser eines Sonntags, in dem Augenblick, wo die Dorfglocken den beginnenden Gottesdienst verkünden, auf die Jagd. Ein Ritter in weißer Rüstung gesellt sich zu ihm, und beschwört ihn, den Tag des Herrn nicht zu entheiligen; ein anderer Ritter, in schwarzer Rüstung, spottet darüber, daßer Vorurtheilen Gehdr geben solle, die nur Greisen und Kindern ziemten. Der Jäger horcht den bösen Eingebungen; er zieht fort, und kommt an das Feldstück einer armen Wittwe: sie wirft sich ihm zu Füßen, um ihn zu bitten, nicht mit seiner Schaar durch das Getreide zu reiten und ihre Ernte zu zerstören. Der weiße Ritter ermahnet die Stimme des Mitleids zu hören, der schwarze Ritter spottet über dies kindische Gefühl: der Jäger nimmt die Robheit für Kraft, und läßt seine Kasse die Hoffnung der Armen und der Waisen mit den Füßen zerstampfen. Endlich rettet sich der verfolgte Hirsch in die Hütte eines alten Einsiedlers, der Jäger will Feuer daran legen, um seine Beute herauszutreiben; der Einsiedler umfaßt seine Knie, er will den Rasenden besänftigen, der sein niedriges Dach bedroht; noch zum letzten Male spricht ihm sein guter Geist, unter der Gestalt des weißen Ritters, zu, aber der böse Geist, der schwarze Ritter, behält die Oberhand: der Jäger tödtet den Einsiedler, wird aber augenblicklich in ein Gespenst verwandelt, das die eignen Hunde ver-

schlingen wollen. Ein Volksglaube hat zu dieser Romanze die Veranlassung gegeben. Man will nämlich zu gewissen Jahreszeiten um Mitternacht über dem Walde, wo die Geschichte sich ereignet, einen Jäger sehen, der bis zum Anbruch des Tages von seinen wüthenden Hunden durch die Wolken gehetzt wird.

Das wahrhaft Schöne in diesem Bürgerschen Gedichte ist das Gemälde des heftigen Willens des Jägers, der erst unschuldig war, wie alle Gemüthskräfte, aber immer tiefer sinkt, so oft er seinem Gewissen Widerstand leistet und seinen Leidenschaften folgt. Zuerst treibt ihn nur der Rausch der Kraft; von da geht er zum Verbrechen über, und nun kann die Erde ihn nicht ferner tragen. Die guten und bösen Triebe im Menschen sind durch die weißen und schwarzen Ritter sehr gut characterisirt, und die immer in gleichen Ausdrücken wiederkehrende Abmahnung des weißen Ritters vortrefflich gefaßt. Die Alten und die Dichter des Mittelalters verstanden sich vollkommen auf das Furchtbare, das, unter gewissen Umständen, die Wiederholung der nämlichen Worte mit sich führt; es ist, als ob dadurch das Gefühl der unbeugsamen Nothwendigkeit erweckt würde. Schatten, Däkel, alle übernatürliche Mächte, müssen eintönig reden; was unwandelbar ist, ist einsdrmig, und bei gewissen Dichtungen liegt eine große Kunst darin, durch Worte die feierliche Stetigkeit nachzuahmen, wie sie die Einbildungskraft sich in dem Reich der Finsternisse und des Todes mahlt.

Noch läßt sich von Bürger etne gewisse Vertraulichkeit im Ausdruck bemerken, die der Würde der Poesie keinen Eintrag thut und ihre Wirkung ausgezeichnet vermehrt. Wenn man uns den Schrecken oder die Bewunderung näher bringt, ohne eine
oder

oder die andere zu schwächen, so werden diese Gefühle nothwendigerweise viel stärker; in der Malerei vermischt man auf diese Weise das, was wir täglich sehen, mit dem, was wir nie erblicken, und das, was wir kennen, stößt uns Glauben ein an das, was wir anstaunen.

Auch Göthe hat sich an einem dieser Gegenstände versucht, die sowohl Kinder als Erwachsene erschrecken; aber er hat tiefe Ansichten hineingelegt, die auf lange Stoff zum Denken geben. Ich will von derjenigen seiner Gespensterdichtungen reden, die am meisten Ruf in Deutschland hat, der Braut von Corinth. Indessen will ich gewiß auf keine Weise die Vertheidigung des Zwecks dieses Gedichtes, noch des Gedichtes selbst, übernehmen, aber es scheint mir schwer, nicht von der Einbildungskraft angeregt zu werden, die es hervorbringen konnte.

Zwei Freunde, einer aus Athen, der andre aus Corinth, haben beschlossen, Sohn und Tochter mit einander zu vermählen; der Jüngling reiset nach Corinth ab, um seine Braut, die er noch nicht kennt, zu sehen. Die Handlung fällt in die Zeit der ersten Ausbreitung des Christenthums: die Familie des Athenienses hat ihre alte Religion beibehalten; die des Corinthers den neuen Glauben angenommen, und die Mutter, während einer langwierigen Krankheit, ihre ältere Tochter dem Altar gelobt. Die jüngere Schwester ist bestimmt, jene, die zur Nonne gemacht worden, zu ersetzen.

Der Jüngling kommt spät im Hause seiner Schwiegereltern an, die ganze Familie schläft, bis auf die Mutter; man bringt ihm Speisen auf sein Zimmer, und läßt ihn allein; kurze Zeit darauf tritt ein seltsamer Gast zu ihm ein: ein junges Mädchen mit weißem Schleier und Gewand, die Stirn

mit einem schwarz und goldnen Bande umgeben,
schreitet bis in die Mitte des Zimmers vor, und
als sie den Jüngling erblickt, fährt sie erschrocken
zurück, und ruft, eine weiße Hand zum Himmel
hebend:

Bin ich denn so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!

Sie will fliehen, der Jüngling hält sie auf:

bleibe schönes Mädchen, ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind.
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

So beschwört er sie, sich ihm zu ergeben,
doch sie antwortet ihm:

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an;
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sev dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert;
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach! wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schauernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,

Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählst.

Um die Geisterstunde scheint die Jungfrau wohlge-
müthet zu werden, sie schlürft gierig dunkel blutge-
färbten Wein, ähnlich dem, den die Schatten in
der Odyssee tranken, um sich ihre Erinnerungen
wieder hervorzurufen;

Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Sie reicht dann ihrem Verlobten eine goldne Kette
dar, und verlangt von ihm eine Locke; der Jüng-
ling, hingerissen von der Schönheit des Mädchens,
schließt sie mit Jubrunst in seine Arme:

Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!

ruft er aus, und

Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Dies ist die ungeheuerste Scene, die eine fies-
berhaftere Phantasie sich malen konnte, ein Gemisch
von Lieb' und Grausen, eine furchtbare Ehe zwi-
schen Leben und Tod. Es ist eine Art von Lei-
chen-Vollust in diesem Gemälde, wo die Liebe
mit dem Grab ein Bündniß schließt, und die
Schönheit selbst nur wie eine Schauder erregende
Erscheinung auftritt.

Endlich kommt die Mutter hinzu, und in der
Meinung, daß eine ihrer Sclavinnen zu dem
Fremden eingedrungen ist, will sie sich ihrem ge-
rechten Zorn überlassen; aber die Tochter

— — — windet gleich sich selbst hervor;
Wie mit Geist's Gewalt,
Hebet die Gestalt,
Hoch und langsam sich im Bett empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte:
 So mißgdnnt Ihr mir die schöne Nacht!
 Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
 Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
 Ist's Euch nicht genug,
 Daß in's Leichentuch,
 Daß Ihr ~~sch~~ mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedrängten Enge
 Treibet mich ein eigenes Gericht.
 Eurer Priester summende Gesänge,
 Und ihr Segen haben kein Gewicht;
 Salz und Wasser kühl't
 Nicht, wo Jugend kühl't;
 Ach! die Erde kühl't die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
 Als noch Venus heit'rer Tempel stand.
 Mutter! habt Ihr doch das Wort gebrochen,
 Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' Euch band!
 Doch kein Gott erhört,
 Wenn die Mutter schwört,
 Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben;
 Du versiechest nun an diesem Ort.
 Meine Kette hab' ich dir gegeben;
 Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
 Sieh sie an genau,
 Morgen bist du grau,
 Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter! nun die letzte Bitte:
 Einen Scheiterhaufen schichte du;
 Deffne meine bange kleine Hütte,
 Bring' in Flammen Liebende zur-Ruh.
 Wenn der Funke sprüht,
 Wenn die Asche glüht,
 Eilen wir den alten Göttern zu.

Allerdings muß ein reiner und strenger Geschmack
 viel an diesem Stücke zu tadeln finden, aber liebt
 man es im Original, so ist es unmöglich, die
 Kunst nicht zu bewundern, mit welcher jedes Wort

ein steigendes Entsetzen erregt, und das Schrecklich-
Wunderbare der Situation andeutet, ohne sie zu
erklären. Eine Geschichte, wovon nichts eine Idee
geben kann, erscheint, mit so treffenden und natür-
lichen Details ausgemalt, wie eine wirklich sich er-
eignende Thatsache, und die Neugier wird immer
reger, ohne daß man einen einzigen Umstand auf-
opfern möchte, sie früher befriedigt zu sehen.

Dessen ungeachtet ist dies Stück unter den
kleineren Werken der berühmten deutschen Dichter
wohl das einzige, gegen welches der französische
Geschmack etwas zu erinnern haben dürfte: in allen
andern scheinen beide Nationen gleicher Meinung.
Der Dichter Jacobi hat in seinen Versen beinahe
das Pikante und Leichte Gressets. Matthiſſon
hat der beschreibenden Poesie, deren Züge oft zu
unbestimmt waren, den Charakter eines Gemäldes
gegeben, das eben so sehr durch Colorit als durch
Ähnlichkeit überrascht. Der eindringliche Reiz
von Salis Gedichten erweckt eine Liebe für den
Verfasser, als ob man zu seinen Freunden gehörte.
Tiedge ist ein moralischer, reiner Dichter, dessen
Schriften die Seele zum religiösesten Gefühl er-
heben. Endlich müßte ich hier noch eine große
Menge von Dichtern anführen, wenn es möglich
wäre, alle die lobenswürdigen Namen aus einem
Lande zu nennen, wo die Poesie allen gebildeten
Geistern so natürlich ist.

A. W. Schlegel, dessen literarische Meinungen
in Deutschland so viel Aufsehn erregt haben, er-
laubt sich in seinen Poesieen nicht den geringsten
Ausdruck, nicht die kleinste Wendung, welche die
strengste Geschmacks-Theorie tadeln könnte. Seine
Todtenopfer, sein Bund der Kirche mit
den Künsten, seine Elegie Rom, sind mit der
gehaltensten Zartheit und mit gleichem Adel geschrie-

ben. Die nachstehenden Proben können dazu dienen, den Charakter dieses Dichters zu bezeichnen. Die Idee des Sonnets scheint mir überaus reizend.

A n h ä n g l i c k e i t.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
 Gestärkt von der Betrachtung reiner Speise;
 Ihr dünkt, im engen wiederholten Gleise,
 Ihr Thun vergeblich, und ihr Wissen Wähnen.
 Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen
 Nach höhern Welten, frei vom Thatenkreise,
 Und glaubt, am Schluß der Bahn nach ird'scher Weise,
 Roll' erst der Vorhang auf zu lichtern Scenen.
 Doch rührt der Tod den Leib ihr, daß sie scheide,
 So schaudert sie, und sieht zurück mit Zagen
 Auf Erdenlust, und sterbliche Gespielen.
 Wie einst Proserpina, von Enna's Weibe
 In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen,
 Um Blumen weinte, die dem Schooß entfielen.

In dem jetzt folgenden Gedichte Lebensmelodien werden der Schwan und der Adler einander entgegengesetzt, der eine als Sinnbild des beschaulichen, und der andre, des thätigen Lebens; die wahrhaftesten Schönheiten der Harmonie finden sich auch in diesem Gedichte, nicht der nachahmenden Harmonie, sondern der inneren Musik der Seele. Die Rührung trifft diese ohne das Nachdenken, und das denkende Talent macht Poesie daraus.

Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
 Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
 Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
 Der gebogene Hals und die Gestalt.

Der Adler.

Ich hauf in den felsigen Klüften,
 Ich brauf in den stürmenden Lüften,
 Vertrauend dem schlagenden Flügel
 Bei Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquält das Blau der heitern Lüfte,
Mich herauschen süß des Kalmus Düste,
Wen ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich besiedert wiege meine Brust.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald sie zersplittern;
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Lust.

Der Schwan.

Von Apollo's Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohlkautströmen baden,
Ihm geschmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tonend wehn in Tempe's Thal hinab.

Der Adler.

Ich throno bei Jupiters Sitz;
Er winkt und ich hol' ihm die Blitze,
Dann senk' ich im Schlaf das Besieder
Auf seinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

Von der sel'gen Götter Kraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooß geschlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne sich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geschossen,
Entriß ihr den blöden Genossen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebahr sie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Bräuertugend
Wechselnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun trinkt aus nektarischem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher;
Nie bräunt sich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Abndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Flut die tiefgewölbte Ferne;
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimath in ein himmlisch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unsterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod ein sanftes Leben;
Wenn sich meiner Glieder Band' entweben,
Löst die Zunge sich: melodisch feiert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget;
Ein blühender Phönix, entschwinget
Die Seele sich frei und entschleiert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Geschmack der Nationen inr Allgemeinen, in der dramatischen Kunst verschiedenartiger ist, als in jedem andern Zweige der Literatur. Ich werde die Gründe dieser Verschiedenheiten in den folgenden Capiteln untersuchen, aber bevor ich zu der Prüfung der deutschen Bühne übergehe, scheinen mir einige allgemeine Bemerkungen über den Geschmack ndthig. Ich werde ihn nicht abstract, wie ein intellectuelles Vermögen betrachten, denn mehrere Schriftsteller, und insbesondere Montesquieu, haben diesen Gegenstand erschöpft; sondern bloß andeuten, warum die Begriffe vom Geschmack in der Literatur bei den Franzosen und den germanischen Völkern so sehr von einander abweichen.

Biers